Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 50 (1970-1971)
Heft: 12: Das Jahr 1921 : 50 Jahre "Schweizer Monatshefte"

Rubrik: Kulturelle Umschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zeitschriften

DIE SPRACHE, NICHT DAS ICH (BE-)DEUTET

Aus der soeben erschienenen Nummer 4 von «Poétique» greifen wir die Studie Paul de Mans über das hierzulande noch nirgends besprochene Werk *De la grammatologie* von Jacques Derrida heraus. Der Text mit dem Titel «Rhétorique de la cécité: Derrida lecteur de Rousseau» ist eine gekürzte Fassung des Aufsatzes, der das in der Oxford University Press, New York, erscheinende Werk *Blindness and Insight (Essays in the Rhetoric of Contemporary Criticism)* abschliessen wird.

Wir gehen hier nicht auf Derridas Rousseaubild ein und lassen viele Aspekte bewusst beiseite. Paul de Man hält Derridas Buch für eines der wesentlichsten Werke zur Interpretationstheorie. Er kommt sofort auf das jeder Textauslegung zugrunde liegende Problem der Reflexion zu sprechen: Was heisst eigentlich lesen? Die Frage ist nicht zu beantworten ohne tiefere Einsicht in das Wesen sprachlicher Äusserungen, also dessen, war einen (literarischen) Text ausmacht. Derridas Kommentar ist für ihn ein «cas exemplaire d'un croisement entre cécité critique et lucidité critique (...) qui se présente comme une nécessité dictée et contrôlée par la nature même de tout langage littéraire».

Im Gegensatz zu Georges Poulet[1] fordert de Man vom Leser nicht ein mystisches Aufgehen im Bewusstsein des Dichters, sondern eine stets sich selbst befragende Hellsicht, die nie den Versuch unternimmt, dem Text eine Eindeutigkeit abzugewinnen, die diesem nicht eignet. Mehrdeutiges soll nie auf Widersprüche reduziert werden, auch sollen die den Interpreten beunruhigenden Stellen nicht übergangen werden, im Gegenteil, sie sind am aufschlussreichsten. Dass de Man seine Interpretationstheorie häufig am Beispiel Rousseaus illustriert[2], ist einleuchtend, denn gerade dieser Autor wurde sozusagen immer falsch, weil einseitig gelesen. Es scheint, dass gewisse Einsichten auf einem Gebiet stets mit Blindheit auf einem andern bezahlt werden mussten.

Jacques Derrida, der in seinem Werk *De la grammatologie* den bisher wenig beachteten *Essai sur l'origine des langues*[3] interpretiert, schliesst sich zunächst dem luziden, doch nach de Man auch einseitigen, weil aus überheblicher Haltung gegenüber dem «armen Jean-Jacques» entstandenen Rousseau-Bild Starobinskis an[4], besonders in dem, was für Rousseau Literatur bedeutet: Ersatz für nicht gelebtes Leben, und demnach eine höchst verdächtige Transzendenz, aber zugleich auch Bewahrung des Ich. Rousseau verurteilt einerseits die Literatur, anderseits ist seine ganze Existenz darin verstrickt; und hier stösst de Man mit Derrida auf das Problem der «présence», verstanden als Unmittelbarkeit, als sprachliches, das heisst mündliches Dabeisein, das im Gegensatz steht zum geschriebenen Wort, dem stets eine bisweilen sogar öfters wiederholte be-sinnende Tätigkeit vorangeht.

Der Text wird hier als sprachliches Zeichen um seinetwillen betrachtet, die Kategorie der Gegenwärtigkeit (présence) steht in Frage, oder, wie Derrida sagt: «L'écriture est dangereuse dès lors que la représentation veut s'y donner pour la

présence et le signe pour la chose même.» De Man scheint Derridas Theorie der Sprache als «supplément» in Frage zu stellen, denn er bemerkt: «Ce n'est que par le langage que Rousseau peut se rendre maître du langage, et ce paradoxe est responsable de son attitude *ambivalente* envers l'écriture.»

Eine Ontologie der «présence» (man denkt unwillkürlich an Emmanuel Mounier, Gabriel Marcel, Emmanuel Levinas, Albert Béguin, Georges Poulet) zieht oft eine gewisse Blindheit über den Eigenwert des literarischen Zeichens nach sich, oder, um die Unterscheidung Schleiermachers aufzunehmen, die psychologisch/technische Auslegung droht die grammatische zu überspringen. Wenn die beiden aber komplementären Charakter haben – und dem ist sicher so –, dann bestehen zwischen strukturalen Untersuchungen und der Bewusstseinskritik gar keine unüberbrückbaren Gegensätze, das heisst es handelt sich um zwei Phasen eines hermeneutischen Vorganges.

Nach de Man übersteigt Rousseaus Problematik die Gegenüberstellung «présence – absence», und damit auch die ihr und der «présence à soi» zugrunde liegende metaphysische Tradition: «La clef du statut du langage de Rousseau ne se trouve pas dans sa conscience, ni dans le degré plus ou moins grand d'aperception ou de contrôle de la valeur cognitive de son langage. On peut seulement la trouver dans le savoir que ce langage, en tant que langage, transmet sur lui-même, affirmant ainsi le primat de la catégorie de l'écriture sur celle de présence – ce qui est précisément la thèse de Derrida. Il reste à savoir pourquoi il postule chez Rousseau une métaphysique de la présence dont on peut montrer ensuite qu'elle n'opère pas ou qu'elle reste dépendante de la puissance implicite d'un langage qui la fait éclater et la détourne de son fondement.»

An diesem Punkt angelangt, wird de Man selbst zum Rousseau-Interpreten. Er stützt sich auf die Kapitel XIII bis XVI des *Essai sur l'origine des langues* und zeigt, dass Rousseau dort primär auf die Bedeutung ausgerichtet ist, die er zwar nicht vom Sinn dissoziiert. In bezug auf den *Grund* zu dieser Haltung trennt sich de Man von Derrida: «Le signe est vide de toute substance, non parce qu'il doit être un indice transparent se gardant bien de masquer une plénitude de signification, mais parce que la signification elle-même est vide; le signe ne doit surtout pas offrir sa propre richesse sensorielle comme substitut pour le vide qu'il signifie. Contrairement à l'affirmation de Derrida, la théorie de la représentation de Rousseau ne tend pas vers une signification comme présence et plénitude, mais vers la signification comme vide.»

Rousseau gesteht ja der Musik gegenüber der Sprache eine Vorrangsstellung zu, als System von Beziehungen, die weder von einer Sinnesempfindung noch einem Bewusstsein abhängen.

Behutsam interpretiert de Man Rousseaus Sprachauffassung vom Kontext, nicht vom Wortlaut einer einzelnen Stelle her. Die Musik (und wenn Rousseau oder de Man «Musik» sagen, meinen sie auch die Sprache) wird zur blossen Struktur, weil innerlich leer: «N'étant fondé sur aucune substance, le signe musical ne peut jamais avoir l'assurance d'exister.» Damit ist auch keine Identität möglich, und aus der notwendigen ständigen Wiederholung resultiert die Zeitlichkeit: «La musique est la version diachronique de la structure de non-coïncidence dans l'instant.» Und so ist wohl die Sprache als diachronisches System von Beziehungen nur als Erzählung zu verstehen. Das wiederum heisst, dass Rousseaus *Essai* und seine *Discours* nicht einen genealogischen Prozess widergeben (man denkt alsogleich an Nietzsches *Geburt der Tragödie*, die eine ähnliche Gestalt hat und der Derridas Buch im innern Aufbau bis zu einem gewissen Masse entspricht), sondern die genealogische Aufgliederung eines gegenwärtigen Widerspruchs. So ginge der Ursprung aus rein *strukturalen* Gründen der Gegenwart voraus: «La chronologie est le corrélat structural de la nécessaire nature figurée du langage littéraire.» Der Ursprung ist auch

eine Metapher, und so erklärt sich für de Man das *premier* in Rousseaus «que le premier langage dut être *figuré*» als eine chronologische Fiktion, im Gegensatz zu Derrida, dessen Metaphertheorie noch auf der Priorität des eigentlichen gegenüber dem metaphorischen Sinn aufbaut: «A propos de la rhétorique, de la nature du langage figuré, Rousseau n'a pas été abusé et a dit ce qu'il voulait dire. Et il est également significatif que, précisément sur ce même point, le meilleur de ses interprètes modernes (damit ist Derrida gemeint) se soit écarté de sa problématique afin de *ne pas* le comprendre. Le *Discours sur l'origine de l'inégalité* et l'*Essai sur l'origine des langues* sont des textes dont l'affirmation discursive entraîne le mode rhétorique. Ce qui est dit de la nature du langage implique nécessairement que les textes écrits sous la forme d'un récit fictivement diachronique ou, si l'on préfère l'appeler ainsi, d'une allégorie. L'affirmation que tout langage est figuré et la structure nécessairement diachronique de la réflexion qui révèle cette perspective rendent compte du mode allégorique. Le texte va plus loin malgré tout, car, alors même qu'il rend compte de son propre mode d'écriture, il affirme en même temps la nécessité que cette affirmation soit produite d'une façon indirecte et figurée, qui sache qu'elle sera mésinterprétée parce qu'on la prendra littéralement.»

Rousseaus Text allegorisiert gewissermassen das Miss-Verstehen, dem er entgegentreibt: die Fiktion wird als Wirklichkeit verstanden, die Wirklichkeit als Fiktion: «La nature rhétorique du langage littéraire ouvre la possibilité à l'erreur archétypique: la confusion constante du signe et de la substance.» Und gerade weil bei Derrida die Zone grösster Klarsicht (die Theorie der Rhetorik und ihre unvermeidlichen Folgen) als Zone der Blindheit dargestellt wird, kommt er Rousseau sehr nahe, denn diese Möglichkeit des Miss-Verständnisses ist bei Rousseau einkalkuliert. Und damit ist de Man beim Wesentlichen angelangt, denn gerade eine solche Ambivalenz macht nach ihm die Eigenart des Literarischen aus: «*Nous sommes en droit de généraliser notre définition en donnant à Rousseau une valeur exemplaire et en appelant littéraire, au sens plein du terme, tout texte qui implicitement ou explicitement signifie son propre mode rhétorique et préfigure sa propre mésinterprétation comme corrélat de sa nature rhétorique, de sa ‹rhétoricité›.*» Hier deutet nicht mehr ein Subjekt, sondern die Sprache selbst, indem die bedeutet.

Peter Grotzer

[1] Vgl. Paul de Man, «Vérité et méthode dans l'œuvre de Georges Poulet», Critique, Juli 1969. – [2] Vgl. Paul de Man, «Hölderlins Rousseaubild», Hölderlin-Jahrbuch 1967/68; «Symbol und Allegorie in der Frühromantik», Festschrift Wehrli, Zürich 1969. Gegenwärtig arbeitet Prof. de Man an einer Studie über Rousseau und Nietzsche. – [3] Den Essai sur l'origine des langues findet man z. Z. nur in der kritischen Ausgabe von Charles Porset, Ducros, Paris 1968. – [4] Vgl. Jean Starobinski, «Jean-Jacques Rousseau. La transparence et l'obstacle» (erscheint jetzt in erweiterter Auflage bei Gallimard); «Jean-Jacques Rousseau et le péril de la réflexion» (in «L'Oeil vivant», Gallimard, Paris 1961); «Le dîner de Turin» (in «La relation critique», Gallimard, Paris 1970).